

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 115 (1949)

Heft: 8

Artikel: Zwischen Steppe und Strom : Erlebnisse aus der Schalcht am Tschir,
Dezember 1942

Autor: Selle, Herbert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-21751>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am 2. März stellten die Alliierten in Stockholm und Oslo den Antrag, die Durchfahrt von Truppen über Narvik durch norwegisches und schwedisches Gebiet nach Finnland zu gestatten. Es sei beabsichtigt, etwa 3 bis 4 Divisionen ab 20. März nach Finnland zu entsenden. Dieser Antrag wurde sofort von der schwedischen und norwegischen Regierung abgelehnt mit der Begründung, daß die Zustimmung zu einer solchen Maßnahme unvereinbar mit der Neutralität der beiden skandinavischen Staaten sei und den Krieg mit Rußland bedeuten würde. Mit diesem Plan war von englischer Seite die Nebenabsicht verbunden, die Hand auf die schwedischen Erzgruben von Gällivare zu legen, um damit den Strom der schwedischen Erze nach Deutschland schon an der Quelle zu verstopfen. Am 12. März genehmigte das britische Kabinett die Pläne für Truppenlandungen in Narvik, Drontheim, Bergen und Stavanger, «um Finnland zu helfen». (Churchills Memoiren). Doch am gleichen Tage wurde der Waffenstillstand zwischen Rußland und Finnland geschlossen. England gab die Landung in Norwegen zunächst auf und verlegte zwei der hierfür auf der Insel zurückgehaltenen Divisionen nach Frankreich, so daß für etwaige Landungen in Norwegen nur noch 11 Bataillone in England bereitstanden.

Immerhin hatte der alliierte Plan geoffenbart, auf welch schwachen Füßen die Neutralität der beiden skandinavischen Staaten stand. In Oslo fragte man sich mit Sorge, was geschehen würde, wenn die Alliierten trotz der Ablehnung ihres Antrags Truppen in Narvik landen und damit eine vollendete Tatsache schaffen würden? Man war sich dort klar, daß ein bewaffneter Widerstand gegen eine alliierte Landung sowohl aussichtslos sei, als auch Norwegen in den Krieg auf die «falsche Seite» treiben würde, nämlich auf die Seite Deutschlands, während die Sympathien und wirtschaftlichen Interessen (norwegische Handelsflotte!) das Land zu England hinzogen.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Steppe und Strom

Erlebnisse aus der Schlacht am Tschir, Dezember 1942

Von Oberst H. Selle

Am nächsten Tage steigt mit einem Bataillönchen der Angriff auf Höhe 106,6; die Höhe wird nach vielen Beschwernissen genommen und auch dann gehalten, als 7 Kw I und T 34 kreuz und quer fahren und auf alles knallen, was sich im Gelände zeigt. Das Bataillon, nicht im Besitze von panzerbrechenden Waffen, muß «scheues Kaninchen» machen. Wehner auf Höhe 161 versucht mit mehr oder weniger Erfolg, die eingesickerten Russen

wieder herauszuschmeißen, ganz ist es ihm in all den Tagen nicht gelungen. Das Reservebataillon ist mit dem vor 160 liegenden Feind vollauf beschäftigt. Am linken Flügel ist Ruhe. Ich suche Buddenbrock auf und gehe, soweit es die Feindlage bei Tageslicht gestattet, die vordere Linie ab. Dabei lerne ich auch Hptm. Bengert kennen, der eigentlich auch wie ich selbst, nach Stalingrad gehört. Bei der ihm unterstellten Kp. Esten geht es etwas lebhafter zu. Feuergeplänkel ist längs des Weges, der nach Golowskij führt, im Gange, im Gelände streifen Spähtrupps herum und überall sieht man Männer im Anschlag liegen, die aufmerksam beobachten, ob sich nicht drüben unvorsichtig ein Russe zeigt, der umgelegt werden kann. Seltsamer Krieg. . .

Inzwischen ist in Werchne Ssolonowskij auch der Stab der . . . Division eingetroffen, der sich allmählich einschaltet und die Zügel in die Hand nimmt. Für den 5.12. um 11 Uhr ist in der Sowchose auf dem Gefechtsstand des Gren.Rgt. eine Besprechung angesetzt, in der die Richtlinien für den am 7.12. steigenden Angriff der Division zur Rückgewinnung der Tschirlinie festgelegt werden sollen. Es sind allerhand «Leutchen» zusammengekommen, so daß die kleine Holzbude gerammelt voll ist. Auch der Kommandeur einer Luftwaffenfeldeinheit ist vertreten, gut aussehend, aber reichlich hilflos. Woher sollen es denn diese Ärmsten auch haben? Bisher sicher Fliegerhorstkommandant gewesen und nun nach vier Wochen «Aufbügelung» auf einem Truppenübungsplatz an die Spitze eines Regimentes gestellt. Mir würde vor einer solchen Verantwortung, deren Größe im umgekehrten Verhältnis zum Können steht, grauen. Göring hat seine Luftwaffenfelddivisionen, Himmler seine SS-, Polizei-Divisionen, dazu kommen noch die Einheiten des Arbeitsdienstes und der O.T. Alle unterstehen sie ihren eigenen Herren, und diese Aufsplitterung der Wehrmacht zu Lande, wo der Kampf um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes die straffste Zusammenfassung aller Kräfte gebieten müßte! -

Der Divisionskommandeur, Gen.Lt. Lucht, erscheint, frisch, geradeaus, natürlich, ungeschminkt. Es berührt nicht unsympathisch, daß der Begleitoffizier zunächst einmal Alkohol und Zigarretten herausrücken muß! Ich als Nichtraucher bekomme sogar zwei Schnäpse. Der General und ich kennen uns von Polen her. - Mein Indianerhaufen soll auch mitmachen und von dem Schwung des Angriffs der Division, (wie man so schön sagt) mitgerissen werden. Der beabsichtigte Angriffsverlauf wird in großen Zügen besprochen und dann gehen wir, nachdem mir der General noch eine Flasche Steinhäger in die Hand gedrückt hat, auseinander. Für den Nachmittag haben wir uns - Inf- und Art. Rgts. Kommandeure - zu einer eingehenderen Besprechung auf dem Gefechtsstand der Kampfgruppe verabredet.

Schmidtbauer hat indessen General v. St., der sich angemeldet hatte, an Hand von erheblichen Alkoholmengen «verarztet», manches schiefe Urteil beseitigt und dank seiner ganz auf Ausgleich eingestellten, ruhig bedachten Art manche Reibungsfläche geglättet. Ich hätte es nicht so gut zuwege gebracht! Der General sei jedenfalls hochbefriedigt und leise schwankend mit vielen Dankesbezeugungen vordann gezogen. Schmidtbauers Augen glänzen noch, wie er es meldet, aber nicht von dem Stolz über diesen diplomatischen Erfolg allein!

In der Nachmittagsbesprechung werden offen gebliebene Fragen geklärt und nach dem inzwischen eingegangenen Divisionsbefehl alle Einzelheiten in voller Übereinstimmung festgelegt. Mit Oberstlt. H. von den Luftwaffenfeldbataillonen verabrede ich mich für den nächsten Morgen zu einer Fahrt ins Gelände. Er möchte seinen Auftrag, die Ostrowskij-schlucht zu nehmen, auf eine etwas merkwürdige Art durchführen: Horizontalschleicher und so mit Flankenbewegung angesichts des Feindes, ganz große Cannae-Lösung, so daß man noch nach Jahrhunderten davon reden und sagen wird! Tja, mein Lieber, so wird es nicht gehen . . .

In der Morgenfrühe fahren wir mit dem MTW., den uns mit einem Panzerspähwagen der betriebsame Lutitz geschickt hat, nach vorn und dann wird dem guten Oberstleutnant nachdrücklichst geraten, wie es nun tatsächlich im Gelände gemacht werden muß. Dabei sinken allerdings Schlieffen-Ideen in den Staub, und Mordsumfassungsmanöver zerflattern zu nichts . . . Das Feindbild hat sich entschieden geändert, überall wimmeln Russen herum. Wir trennen uns, und Schmidtbauer und ich begeben uns auf die bislang harmlose Höhe 155. Die Männer winken uns bereits von weitem zu, und die zahlreichen Wurfgranateinschläge, die in dem blütenweißen Schnee kreisrunde schwarze Narben hinterlassen, mahnen zur Vorsicht. Noch ehe wir uns recht besinnen können, setzt ein wahrer Hexensabbath ein, und die Männer vom Haufen Haigis sind mit Recht böse auf die beiden Friedensstörer. Schmidtbauer soll Haigis suchen, und ich hüpfte und springe von einem Schützenloch zu einer B.-Stelle, deren Männer mich auch nicht gerade freundlich begrüßen, von dort wieder zum Erdloch eines Uffz., der mir zuruft: «Vorsicht, da drüben haben uns die Hunde mit ihren Granatwerfern gerade herausgeschossen». Heißen Dank! Es pfeift und surrt und zwitschert, und oben auf der Kuppe haut gerade wieder eine Wurfgranate ein. Gemein, daß man die Dinger nicht hört. Es ist ausgesprochen ungemütlich.

Als wir uns in der Mulde wieder bei unserem MTW treffen, fragt ein aus seinem Lkw. steigender Kraftfahrer, wohin es nach Ssurowikino ginge, er könne nirgends Bescheid erhalten.

Da wir über 130 zu Buddenbrock wollen, wird dem Manne empfohlen, uns zunächst zu folgen, dann käme er schon richtig hin. In dem Augenblick, wo wir kettenrasselnd den bisher ungefährdeten Weg am Fuß von 155 erreicht haben, setzt ein Pakbeschuß ein, daß uns buchstäblich Hören und Sehen vergeht und uns das Herz bis in die Hose rutscht. Es knallt scharf und geifernd um uns herum, Splitter schwirren gegen die schwach gepanzerten Seitenwände, daß der dünne Stahl hell aufsingt. Es ist klar: ein Volltreffer in die Karre und wir sind gewesen! Schmidtbauer und ich sitzen zusammengekauert und blicken uns etwas fahrig an. Ich schreie ständig auf den tiefer sitzenden Fahrer ein: «Nach links, nach links», bis er es endlich nach ewig dünkender Zeit begreift. Ramm... knallt es ganz in der Nähe, daß die Splitter nur so fliegen, aber wir sind in der schützenden Mulde, die mir noch in der Erinnerung stand. Der Lkw., der uns gefolgt war, steht lichterloh brennend auf dem Wege. Ob der Fahrer gerettet ist? Wir können es nicht feststellen. Am Hinterhang von 130 erscheinen plötzlich acht raselnde Ungetüme. Schmidtbauer, der die Orientierung verloren hat, sagt erschrocken: «Russen»! Da sie aber nur noch 500 m weg sind, sind sie leicht als eigene Panzer III und IV auszumachen. Für uns ist jetzt die Weiterfahrt sehr einfach; wir fahren der Schneespur unserer Panzer entgegen und treffen dann auch auf den Abschnitt der Kp. von Oblt. Molinari, der uns in seiner Baumlänge, entgegenkommt und lächelnd bestätigt: «Das hätte ich Herrn Oberst sagen können, da gibt's seit gestern Dunst». Mit Buddenbrock und Bengert werden dann alle Einzelheiten des vorgesehenen Angriffs durchgesprochen; sie haben Zutrauen. Buddenbrock soll mit Angriffsbeginn rittlings der Goljaschlucht vorgehen und Bengert 30 Minuten später, mit linker Schulter vorgestaffelt folgen. Beide erkennen mit großem Dank die vorzüglich eingelaufene Versorgung an, Simons Werk. Die dampfende Feldküche ist nun einmal die Grundlage aller Gefechtskraft!

Abends sitzen wir auf dem Gefechtsstand der Sowchose sehr fein im Kameradenkreise zusammen, unterhalten uns über vergangene und doch einmal wiederkommende Friedenszeiten und sprechen viel von unseren Frauen und Kindern. Knappe fünf Stunden bleiben uns zur Nachtruhe. Da der Angriff um 5 Uhr beginnen soll, wollen wir um 4.30 Uhr auf dem Gefechtsstand von Buddenbrock sein. Wir rechnen damit, daß wir am Abend unser Angriffsziel erreicht haben werden; außer Fernglas, Pistole und Karte genügen daher einige Schnitten Brot. Unser Gepäck bleibt natürlich in der Sowchose.

II.

Im fahlen Dämmern des anbrechenden Morgens fahren wir trotz scharfen Aufpassens bei 155 wieder falsch; es gibt wieder ziemlichen Dunst von

den russischen Pakgeschützen, doch ist das Feuer ungezielt, wir kommen mit unseren Fahrzeugen heil durch und sind gegen 4.40 Uhr bei dem Erdloch von Buddenbrock angelangt. Kunze muß auf vier Fernsprecher aufpassen. Kruse hält sich noch irgendwo im Gelände auf. Unsere Wagen stehen «unten» in einer Senke in der Nähe unserer Batterie, die Hptm. v. Schweinitz führt, und die sich aus einer s.F.H., zwei l.F.H. 40 und einer französischen Beutekanone zusammensetzt. Die Uhr geht auf fünf, auf 1000 m kann man jetzt immerhin schon sehen.

Es geht zunächst alles gut. Der Angriff der Kampfgruppe schreitet günstig vorwärts. Auch der linke Flügel unter Bengert tritt an. Durch den Draht kommt gegen 6 Uhr von Buddenbrock die Meldung, daß er die Golajaschlucht bereits zur Hälfte hinter sich habe. Der Gefechtslärm um uns herum ist auch nicht allzu heftig. Wir rechnen uns auf der Karte aus, daß die Kampfgruppe bei gleichbleibender Gefechtsentwicklung möglicherweise ihr Tagesziel in zwei Stunden erreicht haben könne. Ich benachrichtige den Generalstabsoffizier der Division, der gleichfalls erfreut ist.

Plötzlich stürzt ein Melder von Molinari in das Erdloch hinein: «Halbrechts von unserer vorgehenden Kp. stehen 15 Stalinorgeln und mindestens 30 russische Panzer». «Unsinn, das ist doch nicht möglich, wer will denn die gesehen haben in dem Morgendunst?» Aber während ich es ausspreche, überfällt mich die Erinnerung an die vom Btl. Wehner gemeldeten Kettengeräusche von Ostrowskij her. «Die Meldung kommt von Herrn Oberleutnant Molinari selber!»

Als fast im selben Augenblick Buddenbrock fernmündlich ähnliche Beobachtungen durchgeben läßt, spreche ich darüber mit dem Ia. «Vorsicht, Herr Oberst, Vorsicht, nur nicht unruhig werden», antwortet es von drüben.

«Werden wir ja auch nicht, Deubel nicht noch mal, aber man muß es doch wenigstens melden!»

Schmidtbauer, der mit Kunze zusammen draußen ist, zieht die Zeltbahn zurück und sagt in gebückter Kauerstellung ohne jede Aufregung: «Man sieht also tatsächlich alles ganz deutlich.»

Er muß im Bunker bleiben, ich krieche hinaus und laufe zu Kunze, der knapp 100 m entfernt auf einer kleinen Kuppe steht mit dem Glas vor den Augen: «Dort, Herr Oberst, daumenbreit rechts von dem kleinen Busch, Entfernung 2200 m».

Verfluchter Scheibenhonig, es ist beinahe kein Glas nötig, um die Dinger auszumachen. Da stehen sie auf dem Plateau zwischen Golaja- und Ostrowskij Schlucht aufgereiht wie auf dem Paradenfeld in ihrer Bereitstellung, eine Unverschämtheit eigentlich: in erster Reihe 8 Stalinorgeln, dahinter

7 auf ihren Lkws, mit ganz geringen Zwischenräumen, und rechts daneben 10 ... 20 ... 30 ... 40 ... mindestens 50 Panzer. Aber Himmel, Arm und Wolkenbruch, warum schießt denn unsere Divisionsartillerie nicht, die gesamte schwere Abteilung ist doch gestern südlich 155 in Stellung gegangen? Einen Abschuß nur höre ich hinter mir und sehe dann drüben den Einschlag. Das ist Schweinitz mit der einen 15-cm Haubitze.

Ganz allein auf weiter Flur! Und während ich mich umdrehe, um zum Fernsprecher zurückzulaufen, vernehme ich das widerliche aufheulende Gurgeln der Raketenabschüsse der Stalinorgeln, das immer wieder so klingt, als begönne ein Haufe von Urweltriesen mit quietschenden Posaunen und jaulenden Teufelsgeigen ein Höllenkonzert zu Ehren der Großmutter des Satans höchstselber...

Der mehr als hundertfache Ausbruch ihrer krachenden Explosionen wummert durch die eisige Morgenluft, da bin ich am Fernsprecher und habe auch gleich Verbindung mit dem Ia:

«Also die Meldung von vorhin stimmt, lieber Wiese, mindestens 50 Panzer, nun aber ran mit der Artillerie, unwiederbringliche Gelegenheit für sie. Aber nichts ist zu hören, ob denn der Beobachter von 155 aus nichts sehen kann? Ich werde Schwarz auch unmittelbar anrufen.»

Und während Kruse Verbindung auf Verbindung herstellt für Schmidt-bauer oder mich, dröhnt und kracht und knallt es draußen ohne Unterlaß, die Russen leiten ihren Angriff ein. Irgendwer von uns stellt fest, daß man auch von der Erdaufschüttung unseres Loches aus das «Paradefeld» überblicken kann. Tatsächlich... aber kann man nicht aufheulen vor Jammer und Wut, daß unsere Artillerie schweigt? Warum denn nur? Nur Schweinitz, der lange, hellblonde Artilleriehauptmann, schießt, er hat auch wirklich Stalinorgeln getroffen, zwei oder drei Lkws liegen quer oder sind umgestürzt. Aber die ganze Masse der russischen Panzer?! Die ganze Bereitstellung hätte man ihnen mit unserer Artillerie zerschlagen können.

Ich befinde mich gerade wieder am Fernsprecher, als Kunze nicht ganz ohne Aufregung (wer verstände es nicht) in den Bunker hereinruft: «Die Panzer kommen!» Die fernmündliche Meldung drüber, die Schmidtbauer durchgeben soll, kommt nicht mehr durch, Leitung ist schon gestört. Auch Buddenbrock und Bengert sind nicht mehr zu kriegen. Wir sehen uns alle fragend an, in den Augen irrlüchert es leise, man glaubt, die Herzen der anderen schlagen zu hören. Ein Blick auf die Karte überzeugt, daß Mitte und rechter Flügel der Kampfgruppe von der ganzen Wucht des russischen Großangriffs getroffen werden müssen. Rösemann, der kaltblütige Fahrer des Kfz. 15, meldet, die Zeltbahn beiseite schiebend: «Unser Panzerspähwagen ist getroffen und brennt lichterloh!» Auch das noch... Wir hören

das scharfe Knallen der Einschläge von russischen Panzergranaten um uns herum.

«Tja, also Herrschaften, Entschluß: Hier können wir nicht bleiben, deshalb zunächst in die Batterie, dorthin auch der Kfz. 15; falls notwendig weiteres Ausweichen nach Südwesten. Wo ist der MTW?»

«Weg, Herr Oberst, der Funkwagen auch!»

«Wer hat den Befehl dazu gegeben?» ... «Niemand».

Hm... daß die Funkstelle weg ist, mag ganz gut sein, der intelligente Funkunteroffizier findet uns vielleicht irgendwo wieder; aber daß der MTW. ausgerissen ist, ist einfach eine Sauerei.

Für einige Augenblicke gibt es in dem engen Erdloch ein wirres Durcheinander, jeder greift nach seinen wenigen Habseligkeiten ... Aktentasche, Fernglas, Karte, Contax? In Sprüngen geht es die wenigen hundert Meter zur Batterie. Man vernimmt durch allen Gefechtslärm hindurch das rummelnde Dröhnen der Panzer, das kreischende Rasseln ihrer Ketten, die bellenden Abschüsse ihrer Kanonen. Die kreisrunden, schwarzen Flecke im weißen Schnee vermehren sich vom zerreißenen Einschlag der Wurfgranaten, steil aus den Lüften kommend schlürfen die schweren Kaliber von drüben her und krallen sich in wahnwitzig aufbrüllendem Krachen tief in die Wintererde hinein.

Gelbbraune Riesenpilze stehen über dem feuerroten Aufzucken ihrer Explosionen in den unwahrscheinlichsten Formen, und beklemmend legt sich ihr ätzendstinkiger Schwefelatem auf unsere Lungen. Es ist kein Zweifel, die Schlacht ist in vollem Gange ...

Die Geschütze der Batterie stehen in offenem Halbkreise, in der Mitte wartet der Kfz. 15, er hängt «voller Trauben». Kruse hebt den Arm hoch. Aber man kann doch nicht jetzt ... Ich bleibe hinter der schweren Feldhaubitze stehen und schreie dem tätigen, Richtkommandos gebenden Geschützführer zu: «Niemand verläßt seinen Platz, solange ich noch hier bin.» Jemand zieht an der Abzugsleine, und nach jähem Aufblitzen dröhnt dumpf der Abschub.

Da ... kommen sie auf uns zu ... Ich zähle 54 Wagen, Kw. I und T 34 durcheinander, wie weit? Schwer zu sagen, man ist doch leicht aufgeregt. 800 m? Hell sehen wir das Mündungsfeuer der Panzerkanonen aufblitzen. Es ist ein gewaltiges Bild zusammengeballter Kraft von unvergeßlichem Eindruck. Fauchend nähern sich jetzt die Ungetüme, die sich scharf gegen den Morgenhimmel abheben. Der Unteroffizier schießt zu weit nach rechts, der linke Panzerflügel ist schon viel näher heran. «Soweit kann ich das Rohr nicht rumkriegeln», brüllt er mir zu. Da winke ich die Bedienung der anderen Geschütze heran, und mit vereinter Kraft wird die Spreiz-

lafette nach rechts geschwenkt. Das Rohr wird herumgekurbelt, und dann wird in schneller Feuerfolge auf die sich immer näher wälzenden Panzer geschossen. Aber wir treffen auch im direkten Schuß nichts mehr; der Richtkanonier ist auch wohl zu aufgereggt.

An der Batterie vorbei hetzen, laufen, rennen, gehen, flüchten verängstigte, aus der Fassung geratene Soldaten. Deckungslöcher sind nicht vorhanden, um sich überrollen zu lassen, Nahkampfmittel noch viel weniger, mit denen man dem einzelnen Ungetüm zu Leibe gehen könnte, und Paks sind nirgends zu sehen. Aber die Panzer rollen heran. Durch allen Gefechtslärm hindurch ist das rummelnde Dröhnen ihrer Motoren, das kreischende Rasseln ihrer Ketten, sind die bellenden Abschüsse ihrer Kanonen zu vernehmen ... Deutlicher noch als vor wenigen Minuten oder wie lange ist es her? Müde winke ich dem Unteroffizier ab. Der versteht ... Verschuß raus, Rundblickfernrohr weg und los!

Wie ich mich umdrehe, ist der Kfz. 15 fort. Weit wird er nicht sein, irgendwo treffe ich ihn schon wieder. Zwei der leichten Haubitzen sind gerade an Lkws gehängt, die bis zum Rand vollgestopft mit Landsern sind, und jagen los. Ich laufe die Senke entlang, eine kleine Bodenschwelle hoch und höre plötzlich das hämmernde Tacken eines Maschinengewehrs aus ziemlicher Nähe. Im Stolpern und Rennen wende ich den Kopf und sehe aus der Richtung des alten Buddenbrock'schen Erdloches einen T 34 auf mich zuwalzen. Hinter mir werfen getroffene Landser die Arme hoch, knicken in den Knien ein oder schlagen vornüber, und dann geht das gepanzerte Untier über sie hinweg. Da wird mir vollends bewußt, daß ich um mein Leben zu laufen habe.

Sengend und zischend umpeitscht mich die erbarmungslose M.G.-Garbe – – – Soll das das Ende sein? So also ist es ... Die Lungen keuchen und der Atem hechelt. Ich sehe eine Mulde vor mir und rechne blitzschnell und halb im Unterbewußtsein: Jetzt steigt der Panzer hinter dir die Bodenschwelle hinauf; bist du dort unten in der Mulde, wo die Strohmiete steht, ehe er den Kamm erreicht hat, bist du gerettet. Ich jage, laufe, stürze den leicht abfallenden Hang hinunter, lasse mich in den Schober hineinfallen, tarne mich dürftig mit einer der schneebedeckten Garben und lausche wie ein gehetztes Tier – ist der Mensch in solchen Lagen nicht ganz Tier, schaltet er nicht völlig seinen Geist aus und läßt sich lediglich von seinem Instinkt leiten, – horchte also wie das gejagte Waldtier auf seinen Verfolger, auf das Kettengeräusch des Kampfwagens ... Als nichts zu vernehmen ist, krieche ich vorsichtig aus meinem unwürdigen Versteck hervor. Es ist kein Feind zu sehen, aber unmittelbar hinter mir, im Schutze eines zweiten Schobers, hält – der Kfz. 15. Gottseidank! Aber waren diese

letzten Minuten nicht würdelos, und muß man sich nicht vor sich selber schämen, so fragen wir uns verlegen. Aber wie hätte man es anders und besser machen sollen? Und jetzt geht es im übrigen um wesentlichere Dinge. Karte heraus. Wo sind wir? Ein wildes Gegeneinander von Meinungen entsteht. Schmidtbauer und ich gehen abseits und tauschen unsere Auffassungen aus.

Von irgendwoher kommt ratternd der MTW., es setzt ein heiliges Donnerwetter. Hier zieht in Schützenreihe ein ganzer Zug, schneebehemdet, durch eine flache Senke, weiter hinten sind die beiden Geschütze zu sehen, dort knirschen Fahrzeuge, da trotten Einzelschützen durch die Gegend.

«Herhören! Im Raume südostwärts Ssurowikino werden wir eine neue Verteidigungslinie errichten. Ob sie dort richtig ist, weiß niemand. Aber es muß etwas geschehen. Werden wir auch dort herausgehauen oder sitzt der Feind schon da, wird neuer Entschluß gefaßt. Kunze, Sie in den MTW., Kruse in den Kfz. 15, umherfahren im Gelände, alle Trupps usw. anhalten: Marschrichtung Ssurowikino Süd. – Los, ich erwarte Sie in wenigen Minuten wieder hier».

So . . . das wäre erst mal geschafft, und erleichtert atmen wir auf. Ist nicht mit dem Aufraffen zu irgendeinem Handeln in einer solchen unklaren und bedrückenden Lage das Entscheidende geschehen? Und die alte militärische Weisheit fällt uns ein: Besser ein falscher Entschluß als gar keiner!

Schmidtbauer klettert auf die eine Strohmiete hinauf, um zu beobachten. Kunze und Kruse kommen zurück. Wir fahren in Richtung Nordnordosten (wird sie stimmen?) und sehen nach einer Weile den uns bekannten «Maschinenpark» liegen, von uns deshalb so genannt, weil Mähdrescher, Traktoren, Pflüge und Eggen unter freiem Himmel dort herumstehen. Wir sehen auch Leute – eigene? Russen? Da fahren wir unmittelbar Buddenbrock in die Arme. Wie freuen wir uns, als wir ihn wiedersehen. Er ist mit seinen Männern in die Goljaschlucht hinein ausgewichen und hat die Panzer an sich vorbeifahren lassen. Die Verluste sind tragbar. Aber die Kp. Haigis ist überwalzt worden, er selber gefallen.

Ich beiße auf die Zähne . . . tapferer, unvergeßlicher Haigis Du! – Bengert wird herangeholt. Es folgt ein klarer Befehl:

«Über die Lage nichts bekannt, wahrscheinlich Panzerdurchbruch nach Süden über die Sowchosa 79. Die Kampfgruppe verteidigt die Linie Tschir – Maschinenpark – nördlich 126 und biegt den offenen Flügel nach Westen um. Allgemeine Richtung «so» (und damit gehen die Hände in die Seitgrätschhaltung). Wir sind abgeschnitten von jeder Verbindung, daher

wissen wir nicht, ob der Entschluß richtig ist. Leute ermahnen zum sparsamsten Verbrauch von Munition und Verpflegung. Über die Aufstellung der schweren Waffen wird an Ort und Stelle befohlen. Kopf hoch, Herrschaften, wir lassen uns nicht unterkriegen, danke!»

Alles geht auseinander, und die Truppe und Haufen von Buddenbrock und Bengert – die Trennungslinie war im Gelände gezeigt – ziehen in ihre Abschnitte.

Irgendwo steht eine eben in die Erde gelassene Bretterhütte, man kann das Ding auch Bunker nennen. Es tut unendlich wohl, sich für einen Augenblick hinzusetzen und nachzudenken. Der Magen knurrt, ob man eine Scheibe Brot riskiert? Wenn nun alles Mist ist, was man befohlen hat?

«Eklige Lage, noch nicht durchgemacht, was Schmidtbauer? Jetzt sitzen wir hier genau so drin wie unsere 6. Armee in Stalingrad, nur, daß dort der Kessel so viel größer ist.»

Der Adjutant muß sich, so lange es hell ist, nach einem geeigneten Gefechtsstand umsehen, das heißt, daß die Kfz. möglichst gegen Sicht vor Norden und Osten gedeckt stehen. Wir selbst? Nitschewo . . . Kruse muß sehen, daß er wenigstens Bengert an die Strippe kriegt, der die Bretterbude bezogen hat. *Wir* liegen da nicht richtig. Mir gefallen einige Pak- und Flakstellungen noch nicht, sie müssen wo anders hin. Ja, tatsächlich, wir haben, 8,8 cm, 7,5 cm und 2 cm. Was sind wir für reiche Leute geworden!

Zwei He III brausen über uns hinweg und behacken uns mit ihren Bordwaffen, daß uns angst und bange wird. Der Kfz. 15 bekommt eine ganze Ladung ab, Rösemann ist unter dem Motor verschwunden. Wir winken ihnen heftig mit Taschentüchern zu, da erkennen sie uns endlich und hören mit dem Zauber auf. Drüben vom Maschinenpark schießt unentwegt eine russische 4,7 auf uns. «Nun haut ihnen doch eine auf den Deckel mit Eurer 3,7», rufe ich ärgerlich der nahe befindlichen MTW.-Besatzung zu. Aber das Kanönchen will nicht recht, immerhin werden einige Schüsse mit großer Mühe herausgequält. Ein russischer Lkw. hat sich verfahren und bemerkt seinen Irrtum zu spät. Von einem 8,8-Volltreffer wird er zusammengehauen.

Ich sitze mit Schmidbauer und Kunze noch für einen Augenblick in der Bengert'schen Bretterbude. Draußen wird es plötzlich unruhig, durch undeutlichen Lärm und aufgeregte Schreie hindurch höre ich schließlich den panischen Ruf: «Panzer . . . Pa . . . a . . . nzer.» Ich werde ungehalten über die – wie ich annehme – grundlose Nervosität der Leute, will aber schließlich doch nach dem Rechten sehen. Deshalb klappe ich die Zeltbahn im Bunkereingang zurück, gehe gebückt die beiden Stufen hoch und drehe mich um . . . Da durchfährt mich ein unvorstellbarer Schrecken; denn ich

blicke mit aufgerissenen Augen auf einen russischen T 34, der keine zehn Schritte von mir weg auf dem in Richtung über 118,2 nach Ssurowikino führenden Steppentrakt steht. «Hergott... was... nun?» Aus der geöffneten Turmluke sieht der russische Panzerkommandant und seine Augen kreuzen sich nicht weniger bestürzt mit den meinen. Unsere Blicke kommen nicht voneinander los, einer starrt den anderen an wie das Vöglein die Schlange. Plötzlich schreit der Russe durch die Luke in das Panzerinnere irgendetwas hinein und verschwindet dann. Ich habe den Eindruck, daß er erschrocken war, bei den Deutschen angelangt zu sein. Der Motor heult auf, der T 34 dreht und wie er, auf dem vereisten Weg zunächst hin- und herrutschend, wieder davon fährt, sehe ich erst, daß der Lauf seiner 7,62-cm-Kanone pilzförmig auseinander geborsten ist – Rohrkrepiierer. Ich atme – wie von einem entsetzlichen Alpdruck befreit, auf, werde aber zugleich nun die Folgen des Schreckensrufes «Panzer» gewahr! Von überall strömen die gerade eingewiesen gewesenen Leute aus ihren «Stellungen» zurück, was heißt hier nur «zurück», wohin denn? Hier muß sofort gehandelt werden: «Schmidtbauer, bitte dort, Kunze, Sie da (meine rechte Hand weist in die gemeinten Richtungen) ich selbst werde rittlings des Weges die Männer wieder auf ihre Plätze schicken.» Wir trennen uns. Ich spreize die Arme. Dann schreie ich die Leute an: «Kehrtmarsch, aber etwas plötzlich» – schneidend, schon im Tonfall der Stimme nicht ein Atom Widerstand dulddend – «was ist denn los, seid ihr Scheißkerle...?» Und wie die Leute – mich aus verängstigten Augen ungläubig anblickend und dann die Köpfe senkend – kehrtmachen und strahlenförmig sich wieder dahin wenden, wo sie, von der Panik besessen, hergeflüchtet sind, fühle ich mit körperlichem Schmerz die Macht des überlegenen Willens. Es war so, und deshalb muß es hingeschrieben werden ...

Es ist schon nach 14 Uhr. Die Sonne geht als riesenroter Feuerball, da, wo wir Deutschland wissen, unter. Die Dämmerung kommt und wirft ihre dunkelblauen Schatten über den weißen Schnee. Der erste Stern blinzelt am Abendhimmel. Es wird sehr kalt. Schmidtbauer kommt mit einem Funkspruch der Division: «Kampfgruppe in ihrer jetzigen Stellung aushalten um jeden Preis, Hilfe kommt».

«Dann haben wir's also doch richtig gemacht, Herr Oberst!»

«Ja», antworte ich leise und dann lasse ich den Kopf sinken; denn ein unbestimmtes Dankgefühl nimmt langsam von mir Besitz ...

Ich laufe noch eine ganzes Stück die Front entlang, rede diesem Landser gut zu, habe für jenen ein freundliches Wort und frage den Dritten, ob er mich wohl schon gesehen hätte. Irgendwo stecken in der Pelzjoppe noch Zigaretten, die auch ihren Zweck erfüllen müssen. Es kommt ja jetzt gar

nicht auf große taktische Überlegungen an, sondern nur darauf, den Männern durch ein kurzes Wort oder einen flüchtigen Zuspruch Rückenstärke zu geben. Hier helfen auch keine Rangabzeichen, hier wird man lediglich als Mann gewertet, der stellvertretend für die ganze Mannschaft seinen Kampf gegen alle inneren Anfälligkeiten zu führen hat. Und wehe, wer hier nicht besteht.

Der Gefechtsstand befindet sich also an einem Balkaausläufer bei 118,3. Zu dumm, daß wir noch keine Filzstiefel haben, Decken sind auch nicht da. So setzt man sich in den Kfz. 15 oder Funkwagen, und nach einer Weile trampelt man sich draußen die Beine wieder halbwegs warm. Das geht viele Nächte so, an Schlaf ist überhaupt nicht zu denken. Aber um Himmelswillen keine erfrorenen Füße. Der Feind setzt uns noch einen Feuerüberfall hin, an dem alles daran ist. Dann herrscht Ruhe. Ein Krad kommt auf dem Wege angerattert. Unser Doppelposten – auch die Offizierssoldaten müssen mitmachen – ruft «Halt». Kurzer Wortwechsel, Geschrei, Schüsse . . . Die beiden Rotarmisten entkommen im Dunkel der Nacht. Aber ein sauberes Beiwagenkrad (BMW Lizenz) haben wir dabei erwischt. Wenige Stunden später vereinnahmen wir einen ganzen Lkw. mit acht Russen. Kein Mensch weiß, wo vorn und hinten ist, aber Deubel noch mal, wird denn wenige 100 m weiter vorn nicht aufgepaßt?

(Fortsetzung folgt)

Menschliche Werte im Soldatentum

Von Lt. Georg Luck

Die nachstehenden Zeilen wollen die Auffassung eines jungen Offiziers zum Ausdruck bringen. Wir freuen uns an ihrer Frische und Unmittelbarkeit.

Red.

Es wirkt vielleicht etwas sonderbar, wenn ich diesen Aufsatz mit einer Bemerkung über die Römer beginne. Aber vergessen wir nicht: Die Römer waren ein Volk von Soldaten, das Weltgeschichte machte. Weil alles bei ihnen gleichsam ins Überdimensionierte gesteigert war, können wir noch heute aus ihrem Beispiel einige militärische Tatsachen sinnvoll ableiten. Deshalb ist es für uns besonders wichtig, wenn ein so scharfsinniger Betrachter wie La Bruyère staunend bemerkt: «Chez nous, le soldat est brave, et l'homme de robe est savant; nous n'allons pas plus loin. Chez les Romains, l'homme de robe était brave, et le soldat était savant; un Romain était tout ensemble et le soldat et l'homme de robe.» (Caractères: Du mérite personnel.)